Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **31 (1949)**

Heft 20 [i.e. 19]

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 13. Mai 1949 — Erscheint jeden Freitag — 31. Jahrgang Nr. 20

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Pro und Kontra zu den Abstimmungsvorlagen

Unserer Tradition gemäß öffnen wir die Spalten unseres Blattes zur freien Diskussion, bevor wir abschließend redaktionell dazu Stellung nehmen werden. Die Redaktion

Von Freiheit und Solidarität

Zum Tuberkulosegesetz

Im Schweizer Frauenblatt Nr. 16 vom 22. April 1949 ist das Ergänzungsgesetz zum Tuberkulosegesetz, welches am 22. Mai zur Volksabstimmung gelangen wird, erläutert und kritisiert worden. Die dort gemachten grundsätzlichen Bemerkungen zum neuen Gesetz können nicht unwidersprochen bleiben. Es sind namentlich zwei Punkte berührt worden, die soziales Verständnis und Verantwortungsgefühl vermissen lassen, die sonst dem Schweizer Frauenblatt als dem Organ sozial aufgeschlossener Frauenkreise wohlanstehen.

Im Hinblick auf die in Art. 7 Abs. 2 und 3 des Ergänzungsgesetzes vorgesehene Zwangsisolierung und den Behandlungszwang wird von einer schwerwiegenden Einschränkung der persönlichen Freiheit gesprochen. Die Diskussion um die „Freiheit" hat immer nur dann Sinn, wenn man genau definiert, was unter Freiheit verstanden werden soll. Uneingeschränkte Freiheit ist nur für den möglich, der wie Robinson einsam auf einer Insel lebt. Sobald wir uns in der Gemeinschaft mit andern Menschen befinden, müssen wir notgedrungen den Lebensraum, in dem sich unsere Freiheit bewegen kann, miteinander teilen. Wer da keine Einschränkungen auf sich nehmen will, entzieht damit den Mitmenschen einen Teil ihrer freien Sphäre und ihrer freien Betätigungsmöglichkeit. Wer die Gemeinschaft und nicht nur sich selber im Auge hat, der muß seine Freiheit einzuschränken bereit sein in einem Maße, das auch den Mitmenschen die annähernd gleiche freie Sphäre gestattet. In der Gemeinschaft muß Freiheit mit Verantwortung gepaart sein, sonst ist sie bloße Rücksichtslosigkeit.

Nun ist bekannt, daß die Tuberkulose eine der gefährlichsten Infektionskrankheiten ist. Ein bereits Erkrankter kann eine ganze Reihe weiterer Personen infizieren und dadurch in ihrer freien Betätigung aufs Schwerste beeinträchtigen, wenn er es ablehnt, die gebotenen Einschränkungen wie Isolierung und Behandlung auf sich zu nehmen. Ein solches Verhalten läßt sich wahrlich unter dem Titel der persönlichen Freiheit nicht mehr schützen; es ist Verantwortungslosigkeit und Rücksichtslosigkeit, wenn man bedenkt, welche verheerenden Folgen jede Tuberkuloseinfizierung haben kann.

Die obligatorische Untersuchungspflicht ist im erwähnten Artikel nicht kritisiert worden im Zusammenhang mit der persönlichen Freiheit, die die Gegner des Gesetzes üblicherweise auch dadurch bedroht sehen wollen. Wenn die periodischen Untersuchungen auch nicht a l l e Kranken zu erfassen und nicht a l l e Infektionsherde zu isolieren vermögen, so werden doch nach den bisherigen Erfahrungen (namentlich in der Armee) beachtenswerte Erfolge erzielt. Nur Einsichtslose können es unter diesen Umständen ablehnen, sich periodisch zu einer Untersuchung zu stellen, die in kürzester (innert 3 Jahren! Red.) Zeit durchgeführt und für die Gesamtheit von so großer Bedeutung ist.

Zum Zweiten ist im zitierten Artikel gesagt worden, es werde mit dem neuen Gesetz eine auf alle Krankheiten ausgedehnte obligatorische Krankenversicherung für die wenig bemittelten Personen „eingeschmuggelt". Das Wort „eingeschmuggelt" darf in diesem Zusammenhang wohl als deplaciert bezeichnet werden. Ebenso wichtig wie die Bekämpfung der Tuberkulose als solcher ist die Vorsorge gegenüber ihren wirtschaftlichen Auswirkungen. Als Krankheit, deren Heilungsdauer regelmäßig lange Zeit, oftmals Jahre in Anspruch nimmt, ist sie geeignet, die ganze Familie des Kranken finanziell zu ruinieren. Das gilt erfahrungsgemäß schon für eine mittelständische Familie, nicht zu sprechen von den wenig Bemittelten, die einer solchen Belastung zum vornherein nicht gewachsen sind. Nicht vergeblich ist daher die Armenpflege bisher durch Tuberkulosefälle in erschreckendem Maße belastet worden. Im Kanton Bern mußten beispielsweise im Jahre 1944 insgesamt 938 000 Franken für die Unterstützung von Tuberkulosekranken und ihren Familien aufgewendet werden. Armengenössigkeit bedeutet nicht nur Beratung der finanziellen Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Sie führt auch zu einer moralischen Herabminderung und gar leicht zu einer Vernichtung des Selbsterhaltungswillens, namentlich dann, wenn die Armengenössigkeit unverschuldet ist wie bei Krankheiten.

Diesen schlimmen finanziellen und moralischen Folgen der Tuberkulose kann nur durch die Versicherung wirksam begegnet werden. Einmal bedeutet die Versicherung Vorsorge durch Selbsthilfe. Sie ist also geeignet, das eigene Verantwortungsgefühl zu stärken statt es zu schwächen. Ferner ist die Versicherung ein solidarisches Zusammenstehen aller für diejenigen, die tatsächlich einmal vom Unglück betroffen werden. Diese Solidarität gibt der Volksgemeinschaft einen tiefen, menschlich-brüderlichen Sinn. Die vorgesehene Versicherung ist daher eine wertvollste sozial-politische Maßnahme. Das Obligatorium beschränkt sich zudem auf die wenig Bemittelten. Diejenigen, die heute alles tun, um die Versicherung zu Fall zu bringen, werden sich somit von diesem Solidaritätswerk fernhalten können; denn es sind nicht die wenig Bemittelten, die den Kampf führen!

Wenn das Versicherungsobligatorium gegen alle Krankheiten und nicht bloß gegen Tuberkulose vorgesehen ist, so hat dies seinen guten Grund. Die Aerzte haben darauf hingewiesen, daß sachlich eine Trennung zwischen Tuberkulose- und Nichttuberkuloseerkrankung in vielen Fällen nahezu unmöglich ist. Um eine gut funktionierende Versicherung zu schaffen, muß daher ein allgemeines Obligatorium eingeführt werden. Es ist außerdem nur mit einem geringen Kreis neu zu versichernder Personen zu rechnen, sind doch bereits rund 2 800 000 gegen Krankheit versichert, wovon rund 2 400 000 auch gegen Tuberkulose.

Daß die Durchführung der neuen gesetzlichen Maßnahmen einen „ganz neuen Beamtenapparat" notwendig mache, ist ein Argument der Gegner, das in guten Treuen nicht erhoben werden dürfte. Die Versicherung wird durch die bereits bestehenden Krankenkassen (rund 1200) durchzuführen sein. Die Schirmbildaufnahmen können durch kleine Equippen gemacht werden, die auf freiwilliger Basis vielerorts bereits geschaffen worden sind.

Die „falsche Sicherheit" und die „unnötige Beunruhigung", die das Schirmbildverfahren mit sich bringen soll, sind wohl kaum ernst zu nehmende Argumente. Auch ohne Schirmbild gibt es viel falsche Sicherheit und unnötige Beunruhigung, wenn die Bevölkerung nicht aufgeklärt wird. Zudem würde auch die freiwillige Untersuchung, der die Gegner des Gesetzes unlogischerweise das Wort reden, genau dieselben Gefahren in sich schließen für diejenigen, die sich freiwillig schirmbilden lassen.

Mit Stolz weisen wir Stimmrechtlerinnen jeweilen zur Stützung unserer Forderung nach den politischen Rechten darauf hin, daß das Frauenstimmrecht in den andern Ländern den sozialen Fortschritt in der Gesetzgebung gefördert hat. Es wäre unbegreiflich, wenn nun ein Gesetz, das die Volksgesundheit und den wirtschaftlichen Schutz der wenig Bemittelten so bedeutsam zu fördern geeignet ist, gerade von uns Frauen abgelehnt würde. Oder wollen wir Schweizerinnen auch in sozialer Hinsicht von den Frauen anderer Länder abstechen? bö.

Abänderung von Art. 39 der Bundesverfassung

(Banknotenstatut)

Es mag zwecklos scheinen, die Frauen über eine Abstimmungsvorlage zu unterhalten, da ja die Frauen, auch wenn sie die Sache gerade so viel angeht wie die Männer, nicht mitzureden haben. Aber einerseits wird es nicht immer so bleiben und anderseits haben alle, die es angeht, ob sie nun mitbestimmen, oder ob über ihren Kopf hinweg bestimmt wird, ein Interesse, zu wissen, was gespielt wird, worum es gehe.

Während sich über das Tuberkulosegesetz die Meinungen Pro und Contra schon ziemlich gemacht haben, hört man in Parteiversammlungen und Parteipresse über die Aenderung von Art. 39 BV. nur die eine Stimme: Parlament und Bundesrat sind dafür, also sind wir auch dafür Beinahe wie einst im großen Kanton.

Und doch ist die Sache nicht unbedenklich (gerade so bedenklich wie die Politik von Havenstein und Brüning im besagten großen Kanton, die direkt auf Hitler und Stalingrad losführte). Die feste Bindung des Franken ans Gold, die feste Goldwährung, die durch Aenderung des Art. 39 bezweckt wird, verspricht uns einen Franken, dessen Wert, weil abhängig von einer unsichern Größe, nämlich dem Goldpreis, schwankend sein wird. Und zwar werden die Schwankungen nicht, wie der Laiwe glaubt, eine Naturerscheinung sein, sondern sie werden gemacht, einesteils durch die Spekulanten großen Stils jenseits des Ozeans, anderseits durch die Goldproduzenten. Und zu den letzteren gehört in steigendem Maße Rußland, von dem abhängig zu sein bei uns nicht als erstrebenswert gilt.

Wir haben schon bei früherer Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß der schwankende Franken, der mit Krisedrohung identisch ist, soziale und humanitäre Bestrebungen aller Art gefährdet und hindert. Dasselbe sagte auch Dr. W. Egger, der Chefredaktor des „Bund", als er vor der Abstimmung über die AHV. schrieb: „Die Stabilisierung des Geldwertes ist das wichtigste staatspolitische, wirtschaftliche und soziale Problem des Landes, von dessen Lösung auch die kulturelle Leistung und Wertung sowie die moralischen Maßstäbe eng berührt werden." Und wenn nun die Frauen auch nichts zur staatspolitischen Entscheidung beitragen dürfen, so sollen sie sich doch darüber klar werden, um was es geht, damit sie, wenn sie und ihre Kinder später die Folgen (bei Ausbruch der zu erwartenden Krise) am eigenen Leib erleben, sie doch wenigstens die Zusammenhänge erkennen und wissen, wem sie zu danken haben. Denn so kurz wird doch das Gedächtnis der Wenigsten sein, daß sie die Krisezeiten vor 1936 schon ganz vergessen haben. Auch sind es gewiß nicht zuletzt die Frauen, die die Segnungen des festen Preisstandes der letzten Jahre, trotz des Jammers nach niedrigeren Preisen, zu schätzen wissen. Wenn sich also am 22. Mai ein beachtenswerter Teil der Männerwelt der allgemeinen Faparole entgegenstellt, dann mögen die Frauen überzeugt sein, daß diese Stimmbürger nicht nur an sich selber, sondern an die Zukunft von Frau und Kindern denken. E. Gg.

Eine Film-Matinée

El. St. Es war am 28. April. Die Condor-Film AG. hatte zu einer Vorführung der von ihr im vergangenen Jahr geschaffenen Filme eingeladen, und ein sehr zahlreiches Publikum hatte dem freundlichen Ruf Folge geleistet.

In einem kurzen Einführungswort ließ Dr. F u e t e r als leitender Direktor der AG. die Zuhörer Teil haben am Werdegang der einzelnen Filme, führte sie aber auch ein in die Schwierigkeiten, welche die schweizerische Filmkunst im Konkurrenzkampf mit dem Ausland zu überwinden hat. Als Spezialgebiet der Condor AG. darf wohl der Dokumentarfilm angesprochen werden, wofür die Filme „Bergkinder", „Und dein Bruder", sowie einige, sportliches Leben berührende, wie „Grat am Himmel", „Olympia St. Moritz", „Sommerrenen auf

---

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten

Von H e l e n e B ö h l a u

Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe

Ich weiß noch so manches aus der Zeit, in der das kleine, nun längst bescheidene Weimar ganz unvermutet anfing, mitten unter den tausend und abertausend europäischen Städten und Städtchen sich außerordentlich wichtig zu tun. Es mochte auch alles Recht dazu haben; denn es hatten sich in dem stillen Neste seltene Vögel eingenistet, Vögel, derengleichen vordem in Deutschland nicht gesehen worden waren, und die auch keine Jungen ihrer Art bekommen haben, so daß sie wirklich außerordentlich seltene Vögel geblieben sind, bis heutzutage.

Von dieser Zeit habe ich schon mancherlei geschrieben, und es hat den Leuten vielleicht gefallen, weil es so ruhig hinerzählt war, allem Feierlichen, Schweren aus dem Wege ging, alles Leichtlebige beim Zipfel nahm.

Ich will euch nun wieder aus den Gassen erzählen, aus den Bürgerstuben, aus den Gärten vor der Stadt, von jenen alten, gesegneten Gärten, und ich werde mich auch wieder vorsichtig, wie das erste Mal, an den großen Tieren vorbeidrücken und mich mit den Vergessenen, Verwehten abgeben.

Die werde ich aus ihren Gräbern noch einmal in ihre alte weimarische Sonne locken, von der sie so gerne sich wieder bescheinen lassen würden.

Es ist eine alte Frühlingsgeschichte, die ihr hören sollt, eine weiche, hingeschwundene Frühlingsgeschichte, in der es sproßt und keimt, in der ein lust'ger, feuchter Wind weht, Nebel ziehen, in der Herzen sch'agen, und in der allerlei behauptet wird worüber man heutzutage vornehm die Achseln zucken müßte, wollte man auf der Höhe der Zeit stehen; damals aber glaubte und sprach man, was einem Vergnügen machte. So glaubte man in jenen Tagen und tuschelte es sich gegenseitig wie eine interessante Hofgeschichte zu, daß die verstorbene Hofdame der Herzogin Amalie, von der Karl August gesagt hatte: „Genie die Fülle, kann aber nichts machen!" ganz unvornehmerweise spuken gehe, und zwar in Tiefturth, im Park und im Schlößchen.

Man erzählte sich geheimnisvoll die unglaublichsten Dinge. Die bürgerliche Gesellschaft faßte die Sache ernsthaft, aber doch humoristisch auf. Sie hatte ihren Spaß daran, daß die kleine, buklige, häßliche Dame solche Geschichten machte.

Der Adel aber zog ein sehr bedenkliches Gesicht, denn es war absolut nicht comme il faut von der Göchhausen. — Außerdem sprach die Hofgesellschaft mit einem tiefen Bedauern darüber, daß ihr so etwas „arrivieren" mußte — solch eine „Kalamität"! — Man fand, daß sich die Göchhausen noch nachträglich schwer „ridikulisierte" und unmöglich machte.

Verschiedene Personen waren ihr nachts begegnet, wie sie schimpfend und klagend die Parkwege auf und nieder gehuscht war.

Sie hatten sie ganz genau erkannt, — daran bestand kein Zweifel!

Einem weimarischen Fleischermeister, der ein Kalb von Krommsdorf erst spät heimgetrieben, war sie im Park auch nachgehuscht, und er erzählte, daß sie ihm scheußlich weinerlich und wichtig gesagt habe. „Ich la— 'ngweil' mich so!" — Weiter nichts. Aber wie sie es gesagt hätte! Wie aus einer Flasche heraus. Der Fleischer konnte es den Mädchen, die die Neuigkeit, samt dem Fleisch von dem armen Krommsdorfer Kalb, das die merkwürdige Geisteserscheinung miterlebt hatte, pfundweis nach Hause tragen, gar nicht haarsträubend genug vormachen.

Sie war, wie gesagt, allen möglichen Leuten erschienen, immer klagend, immer schimpfend und immer unzufrieden; — manchmal auch nur murmelnd und brummelnd; — aber wie murmelnd! — eben ganz wie eine arme Seele murmeln muß: durch die Zähne und wie aus einer Flasche. Es war überhaupt das Merkwürdige und Ueberzeugende an der Sache, daß sich die Göchhausen genau nach Vorschrift benahm, nach Vorschrift der alten Kobold- und Geistergeschichten.

Die Weimarer mußten immer etwas zu schwatzen haben und hatten auch gottlob immer etwas; sie waren an die merkwürdigsten Dinge gewöhnt, eine solche Fülle von gesegnetem Klatsch hatte sich seit 1775 auf das graue Rattennest niedergelassen. Seit geraumer Zeit aber schon floß diese Quelle spärlicher, und die verwöhnten Gaumen mußten mit allerhand fürlieb nehmen und taten dies wohl oder übel.

Zu allererst tauchen aber in unsrer Geschichte ein paar lachende, blütenjunge Gesichter auf, ein paar feste, kindlich behende Körper, blonde, dicke Zöpfe, junge, weiße, noch etwas tolpatschige Hände, helle Kleider, die sich lebendig um diese jungen Körper schwiegen, die sich so jugendsicher auf leichten Füßen bewegen, so kernig, so wohlgebaut und unschuldig.

All diese schönen Dinge miteinander gestalten sich hie zu ein paar Mädchen, die in der alten Wünschengasse daheim sind.

Sie haben ihr Lebtag in der Wünschengasse gewohnt und sind mehr, als ihnen lieb ist, dort bekannt, bei Freund und Feind, Nachbar und Nachbarin.

„Die Ratsmädel" heißen sie bei alt und jung und sind die Töchter des Herrn Rat Kirsten, der, ehrsam und würdig, nie verstanden hat, weshalb gerade ihm das Schicksal diese 'londen Hexen aufhalte, die ihm mehr Mühe und Kopfzerbrechen kosteten, als seine Buben. Ja, in der Tat, er und Frau Rat wären auch nie und nimmermehr mit dem hübschen Paare fertig geworden, wenn nicht die ganze Wünschengasse ihnen beigestanden hätte, die Rangen zu erziehen; und nicht nur die Wünschengasse fühlte sich dazu berufen, alle Freunde und Feinde haben an dem merkwürdigen Werke mitgeholfen. „Da gehen sie!" hieß es, wenn sie miteinander durch die dämmerige Gasse schlenderten. Und wer dies aussprach, schaute ihnen gewissermaßen gespannt nach.

Von Jugend auf hatten sie es verstanden, die würdige Wünschengasse in Aufregung zu erhalten.

Sehr früh war es angegangen, das Ausschauen nach den Ratsmädchen, das Schimpfen und Lachen, das Nörgeln und Hetzen, das Verhätscheln und Anraunzen. Nie, solange die Wünschengasse steht, sind aber zwei Schwestern von Kindesbeinen an trotz alledem so ungetrübt heiter gewesen wie diese zwei, so treu ihren Freunden ergeben.

Sie gehörten zu den glückseligen Menschen, die ihr Lebtag Freunde haben, — zu den Menschen, die nie einsam sind, — zu den sonnigen Kraftmenschen, die Wärme und Strahlen für andre übrig haben.

Von Jugend an waren sie stolz auf ihre Freunde, verstanden keinen Spaß, wenn irgend jemand diesen Freunden nahe treten wollte, waren ihnen dankbar, — und was die Hauptsache ist, unverbrüchlich treu.

Rücktritt von Dora Zollinger-Rudolf

G. D.-R. Mit Wehmut und in herzlicher Dankbarkeit haben sich Behörden, Kollegen, Schülerinnen und „Ehemalige" der Töchterschule Zürich in diesen Tagen von Frau Prof. Dr. Dora Zollinger-Rudolf verabschiedet, die nach 34jähriger Tätigkeit als Deutschlehrerin in den Ruhestand tritt. Das Wort „Ruhestand" will allerdings nicht recht für sie passen; sie ist noch so frisch und vital wie in ihrer ersten Schulstunde. So war es wohl das Richtige, wenn die Präsidentin der „Ehemaligen", Frau Agnes Farner-Hasler, in ihrer Ansprache der Scheidenden noch viele arbeitsreiche Jahre wünschte. Wer je ihren Unterricht genossen hat, dem wird unvergeßlich bleiben, wie plastisch sie zu erzählen wußte und wie sie es verstand, die Schülerinnen ganz unmittelbar an ein Kunstwerk heranzuführen. Ihr fröhlicher, gehaltvoller Unterricht schöpfte aus der Fülle des Lebens. Längere Aufenthalte in England und Amerika und eine vielseitige Tätigkeit auch außerhalb der Schule verliehen ihr jene geistige Großzügigkeit, die die Jugend so sehr zu schätzen weiß. In gütiger Mütterlichkeit nahm sie sich auch der persönlichen Anliegen ihrer Schülerinnen an, und ihr Humor half über manche schwierige Situation hinweg. Immer trat sie bewußt für das Recht der Frau auf berufliche Tätigkeit ein. Es ist kennzeichnend für sie, daß sie am Abschiedsfest der „Ehemaligen" erklärte, es sei ihre schönste Genugtuung, daß so viele ihrer Schülerinnen zu Persönlichkeiten geworden seien, die ihre Mitte gefunden haben.

Auch um die Zürcher Volkshochschule hat sie sich durch ihre Mitarbeit bei der Programmgestaltung große Verdienste erworben, und als erste Präsidentin der Sektion Zürich des Schweiz. Akademikerinnenverbandes hat sie entscheidend das gute Gedeihen dieser Vereinigung bewirkt. Zum trefflichen Gelingen des Schweizerischen Frauenkongresses vom Jahre 1946 hat sie ebenfalls Wesentliches beigetragen. Ganz besonders aber sei ihre Wirksamkeit für die geistige Landesverteidigung während der Kriegsjahre hervorgehoben. In unzähligen Vorträgen und Aussprachen zu Stadt und Land hat sie es verstanden, mit allen Bevölkerungskreisen Kontakt zu gewinnen und ihre klare, sichere Haltung auf ihre Zuhörer zu übertragen. Mit nie versagender Hilfsbereitschaft hat sie sich der Kriegskinder, der Flüchtlinge, der ausländischen Studenten angenommen. Wie vielen ist ihr gastliches Haus zum Zufluchtsort geworden! „Sie hat das Schicksal ans Herz genommen", sagte von ihr so treffend Frl. Rektor Strehler in ihren Abschiedsworten. Frau Dr. Zollinger wird auch nach ihrem Rücktritt eine markante Persönlichkeit im zürcherischen Geistesleben bleiben.

---

dem Jungfraujoch" den Beweis leisten. Ueber den Pro Infirmis-Film, der als letzter das Condor-Atelier verlassen hat, ist vor kurzem ausführlich berichtet worden. Was bei diesem Film so wohltuend aufgefallen ist, nämlich das Vermeiden jeglicher Sentimentalität und rührseligen Stimmungsmache, gilt auch für „Bergkinder". Dort wird ganz einfach und schlicht das tägliche Leben, die oft harte Beanspruchung der Kinder für die Beschaffung des Lebensunterhaltes im Kreise der Familie aufgerollt, wobei aber nicht unterlassen wird, auch die froheren Seiten, Schule, Sport, Musik anzuführen. — Wenn man an einem schönen Frühlingsmorgen stundenlang in einem luxuriösen Kino in Zürich sitzt, geht einem unwillkürlich der große Gegensatz zwischen Stadt- und Land-, aber auch zwischen Berg- und Talbevölkerung und ihren Lebensformen auf. Und mit einem leisen Unbehagen in seinem sozialen Gewissen fühlt man, daß eigentlich alle Errungenschaften der modernen Technik im Dienst einer höheren Kultur, eines verfeinerten Sozialbewußtseins sich nur dadurch rechtfertigen lassen, wenn sie über den künstlerischen Wert hinaus auch wirklich an das in uns zu appellieren vermögen, das im Dienst am Ganzen immer wieder geweckt werden muß: das Verantwortungsgefühl, wie dies hier der Fall ist. Durch die Vorführung einiger „Fernseh"-Aufnahmen lernte man ein neues, besonders für Propaganda und Berichterstattung wertvolles Verfahren kennen, sah, wie USA. sich mehr für materielle Dinge, England dagegen sich für Sport-Reportagen interessiert, und durfte sich dann beim „Olympia-Film" eines Höhepunkts sportlicher Leistungen und filmischer Darstellung erfreuen.

Ganz besonders berührt wurde der Zuschauer durch die „Venezianische Rhapsodie". Und dies nicht nur durch die Schönheit der Bilder, die künstlerische Auswahl der Motive, sondern durch den gerade in diesem Film besonders deutlich zu Tage tretenden künstlerischen Geschmack der Condor-Leitung. Wenn man bedenkt, in wie viel sentimentalen, kitschigen Bildern und Aufnahmen die Schönheiten der Welt einem reisefreudigen Publikum oft zu Gemüte geführt wurden, so durfte man hier ohne Bangen ein sorgfältig ausgewähltes Motiv nach dem andern in sich aufnehmen ohne befürchten zu müssen, der Taubenfütterung auf dem Markusplatz, dem berühmten Glockenschlag oder einer verliebten Gondolei ausgeliefert zu werden.

Wenn die Schweizer-Filmkunst in der Zukunft auf diesem Wege weitergeht, dann wird sie sicher mit der Zeit sich ihren Platz an der Sonne behaupten können. Damit sie aber durchhalten kann, damit sie in dieser sauberen, gesunden Art und Einstellung weiterarbeiten kann, muß sie die geistige und finanzielle Unterstützung all jener Kreise finden, welche wissen, daß die Schweiz nicht nur im wirtschaftlichen Sektor, sondern auch auf kulturellem Boden ihre Aufgabe, ihre Mission nur erfüllen, ihre Existenz und internationale Bedeutung nur sichern kann, wenn sie ihren Prinzipien der Einfachheit, der inneren und äußeren Gediegenheit und Sauberkeit, der Qualität im weitesten Sinne, stets treu bleibt.

Die Condor AG. scheint sich diesem Prinzip verschrieben zu haben; an einem filmfreudigen Publikum ist es nun, dafür zu sorgen, daß sie ihm auf einem nicht allzu dornigen und steinigen Weg folgen und treu bleiben kann.

Eine Telephonistin erzählt aus ihrem Beruf

Nach vielen Jahren sehe ich mich in Gedanken noch heute inmitten einer frohen Gesellschaft unter blauem Winterhimmel im Eisstadion von St. Moritz, mit jugendlichem Eifer Bogen ziehend. Da wurde plötzlich die Frage an mich gestellt: „Wie lange dürfen Sie Glückliche in dieser glitzernden Welt in den Ferien bleiben?" „In den Ferien", lachte ich, „ich arbeite auf dem Telephonamt und erfreue mich hier bis zum Abenddienst an der gesunden Luft."

„Sie, Telephonistin? Das ist doch kein Beruf für Töchter mit Intelligenz!", war die spontan fallende Antwort, und ich erfuhr, wie übrigens noch oft in meinen späteren Berufsjahren, daß es Menschen gibt, die meinem erwählten Frauenberuf mit viel Achtung begegnen, aber auch andere, die ihn mit auffallender Abschätzung als wenig interessant verurteilen. Dazu möchte ich erklärend aus meinen Berufserfahrungen erzählen.

Telephonistin sein ist bestimmt nicht so geisttötend, wie Außenstehende gelegentlich annehmen mögen. Vielmehr sollten von der Telephonistin Intelligenz, eine rasche Auffassungsgabe, praktisches, flinkes Arbeiten, gutes Allgemeinwissen, vielseitige Sprachenkenntnisse und jenes Einfühlungsvermögen verlangt werden können, das auf Unmutsäußerungen höflich und taktvoll einzugehen vermag. Und wer versteht letzteres besser als die Frauen. Hier liegt der Grund, warum der Telephonistinnenberuf ein ausgesprochener Frauenberuf ist. Sie soll auch viel, viel Geduld als unzählbar beste Eigenschaft besitzen, Gewissenhaftigkeit und Kollegialität. Ein gutes Benehmen innerhalb und außerhalb des Berufes dürfte schon deshalb von ihr gefordert werden, weil sie durch ihren direkten Verkehr mit dem Publikum in ihrer Stellung exponiert ist. Hilfsbereitschaft ist oberstes Gebot: denn ihr Beruf ist ein Dienen.

Die Telephonistin dient auch dann, wenn sonst alles ruht. Zur Mittagszeit, zur Zeit des Feierabends, während der ganzen Nacht. Sie dient, obwohl zum wievielten Male im Laufe der Woche, Monate, Jahre sie auf manches verzichten muß, worüber andere, in Berufen mit geregelter Arbeitszeit, selbstverständlich verfügen. Ich denke hier an ein Verzichten auf die Gemeinsamkeit in der Familie auf einen Theater- oder Konzertbesuch, auf Kurse an den Schulen, ja auf den Schlaf zu: geregelten Zeit.

Dieser Unregelmäßigkeit gegenüber stehen dann aber „R", was in der Telephonistinnensprache Ruhetag heißt, auf der Dienstinteilung am hellen, heiteren Werktag, ehrlich verdient mit Sonntagsdienst! Und nach einem Nachtdienst geht die Telephonistin am Morgen glücklich, wenn auch schläfrig, nach Hause, im Bewußtsein, bereit und nötig gewesen zu sein, wenn Menschen ihre Hilfe beanspruchten, während die Stadt im Schlafe lag. Dazu gehört auch, die Pflicht erledigt zu haben, dutzende und aberdutzende von Teilnehmern zu allen Zeiten in der Morgenfrühe telephonisch zu wecken.

So dient die Telephonistin, obwohl sie weiß, daß ihre Arbeit nicht immer voll gewürdigt werden kann, schon weil nicht alle Telephonierenden Einsicht in den Telephonbetrieb haben. Warten am Telephon erscheint übrigens viel länger als anderswo.

Im weitern besteht der Telephonistinnenberuf nicht nur aus „Sie wünschen, bitte?" und „Hier kommt Ihre Verbindung mit X". Er verlangt zu den erwähnten Fähigkeiten ein Kennen von rund 400 Inland- und Auslandvorschriften, vielseitige Geographiekenntnisse, ein Sich-Zurechtfinden in internen Vorschriften, dann wollen Manipulationen erlernt und schriftliche Arbeiten erledigt sein und vielleicht sagt die Tatsache etwas, daß von einer Telephonistin nach ihrer einjährigen Lehrzeit und guter Abschlußprüfung mindestens fünf Jahre erfolgreiche Praxis verlangt werden müssen, bis sie zur I.-Klaß-Telephonistin befördert werden kann, um je nach Fähigkeiten hernach im Laufe der Jahre noch weiter vorzurücken.

Viele Jahre „Nummer bitte?", „Hier Bern, St. Moritz, Lausanne", je nach dem Ort, wo ich meine Berufs- und Lebenserfahrung holte, „Auskunft, Sie wünschen?" und die stete Liebe zum Beruf ließen mich Stufen hinaufgehen, die wir in unserem Berufe ertlimmen könne. Von der I.-Klaß-Telephonistin im internationalen Amt und Auskunftsdienst zur Vorgesetzten. Was ich an dieser Dienststelle nebst vermehrten Pflichten noch an Erfreulichem erlebe, ist für mich besonders erwähnenswert. Denn, ist es nicht ein wertvoller Lebensinhalt, sich mit psychologischer Erfahrung in die einzelnen Charaktere des anvertrauten Personals einzufühlen, ihm Beraterin und Leiterin in beruflichen und rein persönlichen Angelegenheiten sein zu dürfen? Ja, ich liebe die mir zugeteilten Töchter; es sind prächtige Menschen dabei.

Ein anderes Gebiet und eine Erweiterung des beruflichen Wissens bot mir die Zeit, in der ich zuerst als Teilnehmerberaterin, dann als Instruktorin für Schultelephonie und später für Telephonlehrtöchter wirkte. Wenn mich die Schulkinder mit ihrer Munterkeit selbst voller Frohmut unter ihnen sein ließen, so brachten mir die angehenden Telephonistinnen ein beglückendes Gefühl. Es gab für mich nichts Schöneres, als junge Mädchen auf ihre erwählte Berufslaufbahn vorzubereiten und ihnen aus eigener Lebenserfahrung manches herzliche und ratende Wort auf den Lebensweg zu geben.

Und noch etwas besteht in diesem sicher vielseitigen Frauenberuf: der Uebersiedienst in Bern, als weiterer Spezialdienst für solche, die nebst unseren Landessprachen auch englisch sprechen. Dieser Dienst schafft die Möglichkeit, Menschen nicht nur verschiedener Länder in Europa, sondern gleich verschiedener Erdteile miteinander zu verbinden. Welch ein frohes Gefühl die Telephonistin überkommt, die auf die Weise im Berufe helfend arbeitet, weiß nur, wer selbst erlebt hat, wie sie ihr ganzes Empfinden, ihr Bangen und Beglücktsein zeigt für Abonnenten, die sich telephonisch auf größte Distanzen finden, auf Distanzen von der Schweiz nach Südamerika, Alaska, Iran, Siam, von Ungarn nach Mexiko, von Polen nach Kanada, von Rumänien nach Paraguay, von Aegypten nach Frankreich usw., ja vom Festland nach Schiffen auf See. Das Zusammenfügen solcher Verbindungen ist auch nach vielen Dienstjahren ein immer wieder neues Erlebnis, einem Wunder gleich.

Wirklich, die Telephonistin liebt ihre Arbeit und dankt darum allen Teilnehmern, die ihr mit vorbildlicher Geduld, Höflichkeit und Achtung begegnen und ihr so oft Mut geben, ihrem Schaffen gerecht zu werden, weil sie verstehen, daß sie wohl einen strengen, aber schönen Frauenberuf ausübt, einen Beruf, der ihr am Herzen liegt, weil sie gerne mithilft, das aus ihm zu machen, was die Menschen erwarten: Ein Werkzeug, das ihnen in guten wie in schlimmen Tagen unschätzbare Dienste zu erweisen vermag.

A. R. M. aus „Der Bund".

Politisches und Anderes

Die Aufhebung der Berliner Blockade

ist durch gegenseitiges Abkommen zwischen der Sowjetregierung und den Westmächten auf den 12. Mai festgesetzt worden. An diesem Tage werden die seit dem 1. März 1948 von den Russen und die später von den drei Westmächten verfügten Blockierungsbestimmungen aufgehoben und damit den Berlinern wieder ein normaleres Leben ermöglicht. Die „Luftbrücke" soll aber, wie Minister Bevin anläßlich seines soeben erfolgten Besuches in Berlin versicherte, weiter bestehen bleiben. — Am 23. Mai werden dann die Außenminister der vier Mächte in Paris tagen, um die Deutschland betreffenden Fragen gemeinsam zu besprechen. General Clay, der Höchstbefehlende der Besetzungstruppen, dessen Energie das Zustandekommen der Luftbrücke weitgehend zu danken ist, wurde nach Washington zurückberufen.

Der deutsche parlamentarische Rat

in Bonn hat unter Hochdruck gearbeitet und die neue westdeutsche Verfassung nun angenommen. Ihre 147 Artikel befassen sich mit den Rechten und Pflichten des Individuums und des Staates. Die einzelnen Länder haben sie noch zu ratifizieren. Sie ist so abgefaßt, daß sich ihr jederzeit weitere Länder Deutschlands (Ostzone) anschließen könnten.

Kalter Krieg im Radio

Die amerikanischen und britischen Radiosendungen in russischer Sprache werden, wie „United Preß" meldet, seit Wochen durch russische Sender gestört. Das russische Störprogramm soll nun durch vermehrte Sendungen vereitelt werden. Der „kalte Krieg" im Raum der Schallwellen ist also noch nicht behoben.

Waffenstillstand in Indonesien

Wieder einmal berichtet die Presse aus Batavia, daß die niederländische und die republikanisch-indonesische Delegation — Dank der Vermittlung der UNO-Kommission — sich geeinigt und „Ende Feuer" befohlen hätten. Doch sollen die Abmachungen erst mündlich getroffen worden sein.

Die Schweizer Mustermesse

hat ihre glänzende Schau eröffnet und meldet einen außerordentlich starken Besuch.

Unerwünschte Nachbarschaft

Seit Jahren bemüht sich, wie bekannt, der Bundesrat vergeblich, daß die italienische Regierung den Spielhöllenbetrieb in Campione aufheben möge. Nun wird sich auch an der Nordgrenze, in Konstanz eine solche auftun: Soeben beschloß der dortige Stadtrat, der Errichtung eines privaten Spielkasinos zuzustimmen. Er erwartet, daß vom budgetierten Reingewinn von 300 000 Franken die Hälfte in die Stadtkasse fließe!

Die internationale Arbeitskonferenz

wird dies Jahr in Genf abgehalten. Die schweizerische Delegation besteht aus Prof. Rappard, Genf (Präsident), dem Direktor Kaufmann vom BIGA und je einem Vertreter der Arbeitgeber- und -nehmerorganisationen. Dazu kommen beratende Experten. Es freut uns, daß unter diesen Beratern wieder einmal eine Frau, die Juristin Denise Robert, Beamtin im Politischen Departement, sein wird.

Die Schweizer Europahilfe

gibt bekannt, daß die diesjährige Sammlung bis jetzt den Bruttoertrag von 1,5 Millionen Franken ergab. Da sie im Rahmen der UNO durchgeführt wird, sind dessen Kinderhilfsfonds davon 100 000 Franken zugesprochen worden, ferner gehen 600 000 Franken zur Hilfe für Ostflüchtlinge nach Oesterreich und Deutschland (Schaffung von Lehrlingsheimen, von Kran-

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus

Behagliche Räume

Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Und diese Freunde: der blondlockige, kleine, gescheite Heinrich Goullon, den sie auf den weimarischen Straßen „den Pudding" nannten, seiner französischen Abstammung wegen; in den weimarischen Mäulern aber war der „Pudding" zu einem „Budang" geworden. — Und der schöne Franz Horny, der sich als Maler später einen Namen machte und in jungen Jahren in Amalfi starb; — sein Bild hängt dort in einer Kapelle, wo es von den Landsleuten als ein heiliger Johannes oder Sebastian verehrt wird. — Und der dritte im Bunde: Ernst Schiller, Schillers Sohn.

Mit diesen dreien haben die Ratsmädchen sich so köstlich vergnügt, wie dies jetzt im lieben Deutschland nimmermehr geschieht.

Die Leute in unserm Zeitalter haben die schöne, heitere Urwüchsigkeit wie ein altmodisches Kleidungsstück abgelegt.

Die guten Freunde sind oftmals miteinander ausgegangen und haben sich oben im Ettersberg, im alten Gutshofe von Röses Paten Sperber, einquartiert. Sie sind ins Wasser gefallen, haben miteinander getanzt, wenn es ihnen paßte; sie haben getollt und gelacht, sie sind Schlitten gefahren, sie haben Räuber und Prinzeß in den Gassen gespielt, sie haben „Budang" als Mädchen verkleidet und sind mit ihm spazieren gegangen. Und die beiden schönen Mädchen sind recht eigentlich von den etwas älteren Kameraden erzogen und in die Lehre genommen worden, haben ihnen ihre Schularbeiten vorweisen müssen und sind von ihnen belobt und gestraft worden, wie das alles ausführlich schon einmal erzählt worden ist. Herr und Frau Rat wären ohne die Kameraden nie mit der Erziehung ihrer beiden Schelme zu Ende gekommen.

*

Ein feuchter Frühlingssturm fährt heut durch die Wünschengasse. Zerrissene dunkle Wolken jagen über den Himmel, und in die Dämmerung dröhnt die große Glocke im Schloßturm. Der Sturmwind fährt in das mächtige Geläute; es reißt die großen, vollen Töne wie Wolken auseinander und nimmt diese Riesentöne mit sich fort, zerstreut sie, läßt sie hie und da aufdröhnen und plötzlich verhallen. Die Glocke läutet die Osternacht ein.

Es ist ein wunderbares Getöse, erschütternd, wie überirdisch; so voll, so rein, so tief wie die tiefste Menschenwonne und das tiefste Menschenleid.

Die alte Glocke, die sie im Dreißigjährigen Kriege, weiß Gott wo, erbeutet haben, ist das lebendige Herz des Städtchens Weimar geworden. Ein jeder versteht dies Herz da oben im grünen Turm. Es dröhnt mächtig aus, was die andern Eintagsherzen fühlen. Es erschüttert sie, es erweckt sie, es reißt sie im Gefühle mit sich fort, wie von jeher ein großes, mächtiges Herz die kleinen mit sich gerissen hat. —

Die Ratsmädel, Röse und Marie, schauen zum Fenster hinaus.

„Hörst du?" sagt Marie.

Sie sind bisher immer, wenn die große Glocke geläutet wurde, zum Schloß hinunter gelaufen und haben hinauf nach der grünen Turmspitze gesehen, die von der Wucht der Glockenschläge langsam, aber deutlich hin und her schwankte; oder sie haben das Ohr an die alte Turmmauer gehalten, und das Dröhnen ist ihnen schauervoll durch den Körper gezittert; oder die Kameraden nahmen sie bis hinauf in den Glockenstuhl, und sie haben das, schwankend und schwindelnd und ganz betäubt von den ungeheuren Schlägen, die den Turm zu zersprengen drohten, sich aneinander geklammert und an den riesigen Balken festgehalten.

Heute schauen sie aber, wie gesagt, nur gedankenvoll zum Fenster hinaus.

Es ist, als läge irgend etwas auf ihnen.

Röse hat auf das „Hörst du?" von Marie nicht einmal geantwortet.

Sie stecken beide feierlich in weißen Kleidern und tragen grüne Schärpen.

Grüne Schärpen sind für sie noch immer der Inbegriff von aller Schönheit und Eleganz.

„Röse! Marie! Schließt das Fenster! Gleich! — Was fällt euch ein! — Der Wind!" So ruft Frau Rat, die Mutter der Ratsmädchen, die eben ins Zimmer tritt.

Eine rührende Zartheit liegt über der schlanken Gestalt. Der Haushalt mit den wilden Mädchen und Buben, die Kriegsjahre, der überernste Gatte, die Geldsorgen, — das alles ist der sein organisierten Frau zu viel geworden.

Um sie her wachsen die Kinder urkräftig in die Höhe; sie aber hat etwas Müdes, Insichgekehrtes, als wenn sie nur bei sich selbst fände, was sie sucht.

Die beiden Mädchen schließen das Fenster, und das Glockengeläut dringt nur noch dumpf ins Zimmer.

Der Wind heult im Schornstein. Frau Rat zündet die Lichter an.

Das große Familienzimmer macht heute ein feierliches Gesicht.

Der runde Eßtisch ist blendendweiß gedeckt; statt des einen Talglichtes brennen zwei Wachskerzen auf einem Leuchter unter einem grünseidenen, ovalen Schirm.

„Oho," sagt Marie, „den nimmst du?"

„Was denn sonst, Schatz? — Habt ihr euch die Hände gewaschen?"

„Jawohl, mit Schmierseife!" antwortet Röse.

„Röse, mein Kind!" Frau Rat ist heute bewegt und streicht ihr übers Haar. — Gutes Kind!"

Röse ist von dieser Freundlichkeit so sonderbar berührt, daß sie ihrer Mutter um den Hals fällt und in Tränen ausbricht.

„Ruhig, ruhig!"

Der Vater tritt ein, mustert alles und sagt: „Ist Senf auf dem Tisch?"

Senf war eben das Neueste.

Und es ist Senf auf dem Tisch, es ist überhaupt alles in schönster Ordnung; er findet nichts zu tadeln und geht feierlich im Zimmer auf und ab.

„Charmante Leute!" bemerkt er und wiederholt es noch einmal: „Charmante Leute!"

Niemand stört den Vater. Er liebt das „Anreden" nicht. Man hat zu warten, bis er fragt.

„Du könntest der Thon, dächt' ich, noch eine kleine Aufmerksamkeit erweisen," wendet er sich zu seiner Frau.

„Ja, was denn?" fragt diese. „Wie meinst du denn?" fragt diese. „Wie meinst du denn?"

Ich dachte so etwa ... etwa ..."

Er schien sich über das, was er eine „kleine Aufmerksamkeit" nannte, nicht recht klar zu sein.

„Weißt du, Kirsten, ich dächte, wir erwiesen ihr schon eine recht große!" Das sagt sie leise und schaut mit einem Seitenblick auf die Mädchen.

kenzimmern und Kindergärten in Flüchtlingslagern, für Medikamente und Altersheim. 75 000 Franken erhält das Hilfswerk ORT-Suisse zur Errichtung einer Berufsschule für jüdische Handwerksinstruktoren in Annières bei Genf.

Zur Warnung vor gewissen Inseraten!

Wie eine oberitalienische Zeitung meldet, soll die schweizerische Bundespolizei einer weitverzweigten Mädchenhändlerorganisation auf die Spur gekommen sein. Junge deutsche Mädchen waren als Sekretärinnen für Exportfirmen nach Südamerika angeworben worden; über Chiasso seien sie nach Italien gebracht und von dort aus in Bordelle nach Südamerika „versenkt" worden. Die Polizei kann nur schon geschehenes Unglück feststellen und die Verbrecher verfolgen; vorbeugen durch Warnung und Beratung ist überall Pflicht, wo sich ein Verdacht zeigt.

Ein weibliches Polizeikorps

ist in Schanghai geschaffen worden. In schmucker Uniform und mit straffer Haltung sahen wir die Chinesinnen im Bilde. Sie werden in der jetzt von den kommunistischen Truppen eingeschlossenen Stadt, inmitten der erregten Bevölkerung eine nötige, aber schwere Arbeit haben.

Maurice Maeterlinck †

In seinem Heim in Nizza starb hochbetagt der belgische Dichter Maurice Maeterlinck. Einige seiner Dramen brachten ihm Weltruhm und durch seine Bücher über Bienen, Ameisen und Blumen hat er Freunde in aller Welt gewonnen. E. B.

Das Tessin anders gesehen

An alte und junge Freunde des Tessins

Das Tessin hat verschiedene Seiten. Deutschschweizer kennen meist die größeren Ferienorte und die berühmten Ausflugsziele. Daneben gibt es aber noch ein anderes, weniger bekanntes Tessin oben in den Bergen. Nur selten verirrt sich ein Fremder auf die steinigen Wege, die im Zickzack zwischen zahllosen Mäuerchen, zwischen kleinen und kleinsten Rebanlagen da heraufführen. Von einem Flecken dieses andern Tessins sei hier berichtet.

Der Name Intragna im Centovalli steht noch in den Prospekten für die Fremden; man fährt mit der Centovallibahn dort vorbei. Kaum bekannt ist jedoch der Berg, an dessen Fuß sich Intragna befindet, und auf dem weit verstreut einzelne Weiler liegen: Pila, Bosa, Costa, Cremaso, Calezzo. Der mit Kastanienbäumen bewachsene Abhang fällt steil ab, nur die weichen Tessiner Schuhe, die Peduli, erlauben, ohne zu rutschen, auf den Wegen auf- und abzusteigen. Zerfallene Häuser stehen am Wegrand; im Schutze der noch aufrechten Mauern wachsen bereits Bäume, die im Frühling in ihrer zarten Blütenpracht in eigenartigem Gegensatz zu den verfallenen Mauern stehen und doch in so einzigartiger Weise dazu passen. Frauen kommen vorbei mit aller Art von Lasten in ihren großen Tragkörben auf dem Rücken: Holz, Laub als Streue für den Stall, Mist für die Reben oder Gras für die Kuh und die Ziegen. Denn die Landwirtschaft ist zum großen Teil ihre Sache; nur das Heuen besorgen die Männer und dann das Schneiden der Reben, denn das müsse fachgemäß gemacht werden, erklären sie.

Wir treten in ein noch bewohntes Haus ein. In der Küche brennt das Kaminfeuer, langgeschnittene Holzstücke werden langsam unter dem Wasserkessel nachgeschoben. Auf der Holzbank gleich neben dem Feuer sitzt ein altes Mütterchen mit dem schwarzen Tuch auf dem Kopf, wie es alle Frauen der Gegend tragen. Darunter schauen ihre lebendigen Augen hervor. Es geht nicht lange, und sie beginnen zu erzählen von früheren Zeiten. Damals waren die Weiler noch bevölkert; die Schulhäuser standen nicht leer wie heute; viele Kinder gab es in den Weilern. Die Reben waren ertragreicher, und zahllose Pfirsichbäume wuchsen dazwischen. Es war eine Pracht, wenn sie blühten. Und doch war der Boden zu arm, um alle zu ernähren. Von den Wiesen wurden Kräuter geholt und mit ein wenig Polenta gekocht. Manche Mutter sah mit Sorgen, wie ihre Kinder noch hungrig vom Tisch aufstehen mußten. Wie es in der Gegend Brauch war, gingen die Männer vor dem Ersten Weltkrieg als Kaminfeger nach Italien; von sechs bis sieben Jahren an mußten die Buben mitgehen. Die Saison dauerte von Oktober bis Ostern. Natürlich sollten die Buben in die Schule gehen. Mit List und Gewalt wurden sie, oft gegen ihren Willen und gegen die Bemühungen der Polizei, auf das Schiff gebracht. Sie mußten helfen, die Familie zu ernähren. In Italien hatten sie kein leichtes Leben. — Andere Familienväter zogen aus in noch weiter entfernte Länder, vor allem nach Amerika, um der Familie Geld heimschicken zu können. Manche kamen zurück, oft erst nach vielen Jahren — andere sah man nie wieder. Indessen besorgten die Frauen und Mädchen die Landwirtschaft. Wenn die Männer und Knaben zurückkamen, war kaum Platz für alle in den Häusern. Die Kinder schliefen auf dem Estrich.

Die zerfallene Mühle im Bach unten lief damals noch und mahlte Mais, Hirse und Kastanien, die auch heute noch einen Hauptbestandteil der Nahrung bilden. Das Wasser mußte in Eimern von weit her geholt werden. So war es früher.

Und heute? Die Arbeitsmethoden sind zum großen Teil noch dieselben. Die kleinen Streifen Boden auf den schmalen Terrässchen zwischen den Mauern werden von Hand bearbeitet. Zugtiere und Motorfahrzeuge gibt es auf dem ganzen Berg nicht. Jedes Hälmchen Gras wird mit der Sichel gewonnen. Die Bevölkerung ist auf ein Drittel gesunken. Viele gute Kräfte sind ausgewandert. Der Ertrag der Landwirtschaft ist klein, ja teilweise noch kleiner als früher. Die Männer arbeiten als Steinhauer oder Maurer unten im Tal. Nur wenige alte Leute leben ganz von der Arbeit auf dem Berg. Dazu gehören z. B. die drei alten Brüder, die Säger von Costa, die nach dem Tod ihrer Mutter seit vielen Jahren allein in ihrem Häuschen wirtschaften. Schon früh hört man sie hantieren; der eine holt Wasser am Brunnen, der zweite stößt mit Schwung die alte Gadentüre auf, um Futter für die zwei weißen Ziegen zu holen, während der dritte das Frühstück in der Küche bereitet. Dann ziehen sie gemeinsam in den Wald, um ihr seit Generationen vererbtes Handwerk auszuüben. Mit den gleichen Methoden wie vor dreihundert Jahren fällen sie Bäume, befreien sie die Stämme von den Ästen, zeichnen sie mit einer Schnur und blauer Farbe Striche darauf. Dann steigt einer der Brüder auf den Bock; die andern beiden ziehen von unten her an der Säge, und so entstehen Bretter. Sie hauen auch Balken zurecht für Bauzwecke oder Schwellen für die Centovallibahn. Auf den Schultern tragen sie die Last zu Tal oder lassen sie, wenn eine Möglichkeit dafür vorhanden ist, an einem Filo, einem Drahtseil, ins Tal fahren.

Ihr Nachbar war früher, vor fünfzig Jahren, Kaminfeger in Novara. Jetzt lebt er davon, Zahnstocher mit der Hand zu verfertigen. Er holt im Walde — oft an gefährlichen Orten — Pfaffenkäppchenruten, denn das sei das beste Holz für diese Arbeit. Er spaltet das Holz mit seinem Messer, und von den sechs- bis siebenhundert Hölzchen, die er am Tag schnitzt, macht er kleine Bündelchen von zehn Stück, die er sauber mit einem roten Faden umwickelt.

Dann lebt noch eine ältere Jungfer im Weiler. Außer ihrem Häuschen sind sechs saubere Geißen ihr einziger Besitz. Wenn sie die Tiere im Gemeindewald hütet, redet sie den ganzen Tag mit ihnen. Wovon sie lebt, abgesehen von der Milch ihrer Ziegen, weiß man nicht — das heißt man ahnt es: sie nimmt, was sie braucht. Da sie aber äußerst bescheiden ist und — wie alle einsehen — von irgend etwas leben muß, nimmt man das gutmütig in Kauf.

Mit Sorgen fragt man sich: Was wird aus dem Berg, wenn diese Alten sterben? Werden dann noch mehr Häuser zerfallen? Die Jungen finden es bei dem heutigen Arbeitstempo zu beschwerlich, vom Arbeitsplatz zuerst mit einem Fahrzeug nach Intragna zu gelangen und dann noch eine Stunde zu Fuß heraufzusteigen. Man könnte sich tatsächlich sorgen — wenn nicht eine Hoffnung die Bevölkerung des ganzen Berges beherrschte: die Filovia, die Seilbahn. Initiative Männer der Gemeinde haben sich vor einigen Monaten zusammengetan und eine gemeinnützige Genossenschaft gegründet mit dem Zweck der Erstellung einer Seilbahn, die von Intragna nach den Weilern oben am Berg fahren soll, für Menschen- und Materialtransport. Bereits konnten ein Motor und Masten aus dem Liquidationsmaterial des Militärs erstanden werden. Jetzt, da etwas Sichtbares und Handfestes zu sehen ist, fangen auch die Skeptischeren an zu glauben, daß aus dem Ganzen etwas wird. Wenn die Seilbahn da ist, dann kann Baumaterial auf den Berg gebracht werden, um die Häuser zu flicken, dann können Röhren heraufbefördert werden für die neue Wasserversorgung, denn die bestehende reicht schon lange nicht mehr aus. Die Kinder können mit der Seilbahn vom Berg in die Schule fahren, vor allem im Winter und bei schlechtem Wetter. Auch die jüngeren Menschen werden auf dem Berg bleiben und die Landwirtschaft verbessern. Bereits sind Reihen von jungen Pfirsichbäumen gepflanzt worden. Es wird dann möglich sein, die Milch in die Zentrale zu befördern — heute lohnt es sich kaum wegen der wenigen Liter, die man selber nicht braucht, eine Stunde hinunter ins Tal zu gehen. Auch die Kastanien, die nicht auf dem Berg als Nahrung dienen, werden heruntergefahren — das alles bringt zusätzlichen Verdienst. Zur Verbesserung der Landwirtschaft wird man genossenschaftlich vorgehen müssen — die Initianten der Seilbahn sehen große Ziele vor sich. Es soll wieder vorangehen, dem Zerfall soll Einhalt geboten werden! So denken die Jungen, während der alte Zahnstocherschnitzler davon träumt, wie er bequem abends ins Dorf fahren kann zu einer gemütlichen Unterhaltung und dann wieder heimzu auf den Berg. Die alten Brüder, die Säger, denken daran, wie es dann einfach wird, das Brot vom Dorf zu holen, so einfach, wie es früher war, als man es noch auf dem Berg oben but.

Einen schwachen Punkt haben alle Pläne und Träume: Die Seilbahn kostet Geld, viel Geld. Die Subventionen von Bund und Kanton stehen in Aussicht, die „Hilfe für Berggemeinden" hat sich positiv zu dem Plan eingestellt und ihre finanzielle Unterstützung zugesagt, die Orts- und die Bürgergemeindekasse werden ihr mögliches leisten — und doch wird es nicht reichen. Größere Baukredite können nicht aufgenommen werden, schon darum nicht, weil sonst die Fahrtaxen zu hoch angesetzt werden müßten. Aber der Optimismus der Tessiner weiß einen Ausweg: Gibt es nicht viele Leute, die aus Idealismus, aus Sympathie zu der Bergbevölkerung etwas zahlen würden, sei es auch nur einen kleineren Betrag, wenn man ihnen die Lage schildert? Die Seilbahngenossenschaft Intragna hat ein Postcheckkonto eröffnet (Nr. XI 4164) und hofft auf Einzahlungen von Leuten, die diesen Aufsatz lesen. Werden sie enttäuscht sein?

Antonio Pellanda

«NZZ.», 4. Juni 1948.

Wie die Tessiner Bäuerin wirtschaftet

So beliebt das Tessin als Reiseziel ist, meist wird die knapp bemessene Ferienzeit in einem der großen, namhaften, leicht erreichbaren Kurorte verbracht werden, in denen es Hotels und Ferienwohnungen für jeden Geschmack und Anspruch gibt. Mag es dann auch zu einem Ausflug in eins der abseits vom Fremdenverkehr gelegenen Dörfer kommen, zu einem längeren Verweilen wird sich kaum Gelegenheit bieten, sei es, daß die Zeit nicht ausreicht, sei es, daß die Verbindungswege und Straßen nicht sehr gut ausgebaut sind. Und so wird es nur den wenigsten beschieden sein, einen tieferen Einblick in die Gewohnheiten und die Lebensart der Bewohner dieser Bergtäler zu gewinnen. Wie nun die Tessiner Bäuerin im Centovalli ihren Haushalt führt, — die Verhältnisse mögen in anderen Tälern ähnliche sein — das will ich im folgenden zu schildern versuchen.

Das Familienleben der Tessiner bäuerlichen Bevölkerung spielt sich ausschließlich in der Küche ab, einen weiteren Wohnraum gibt es nicht, und die Schlafräume dienen nur ihrem eigentlichen Zweck, sie sind durchweg nicht heizbar, und sie werden einem Fremden in der Regel nicht einmal gezeigt. Diese Küche ist unendlich einfach eingerichtet: ein Tisch, einige Strohstühle, eine Kredenz oder ein eingebauter Schrank mit Fächern für das Geschirr, das ist in vielen Fällen das ganze Mobiliar und als einzige moderne Errungenschaft hat das Radio in vielen Häusern Eingang gefunden und neben der Musik und den belehrenden Vorträgen werden vor allem die für den Bauer wichtigen Wetternachrichten eifrig abgehört. Im Schlafraum stehen dann wohl ein oder zwei Nußbaumtruhen für die Kleider und die Wäsche, und an der Wand ist ein Holzriegel angebracht, um Mäntel und Schürzen aufzuhängen. Kleiderschränke findet man keine, Blusen, Röcke und Wäsche, alles wird in den Truhen verfortgt. Bei den Jungen allerdings werden diese Einrichtungsstücke leider mehr und mehr durch moderne Typenmöbel in Schleiflack verdrängt, und auch die schönen Kupferkessel und Kannen verschwinden und sind aufgekauft worden.

Vor dem offenen Kamin befindet sich oft die hochlehnige Bank und zwei kleine Sitze oder Bänkchen zu beiden Seiten der Feuerstelle. Die Küche empfängt ihr Licht hauptsächlich durch die Tür, die den ganzen Sommer über bis in den Herbst hinein offen steht und auf die vorgelagerte Terrasse hinausführt. Ist ihr eine zweite Glastür zugestellt, dann herrscht im Winter erträgliches Licht, sonst aber dringt es nur durch ein kleines vergittertes Fenster hinein, so daß die Küche im Winter in ein stetes Halbdunkel gefüllt ist.

Wenn die Frau heiratet, folgt sie meist dem Mann in sein Haus, sei es ein ganzes Häuschen oder ein Hausteil, das er vorher instand gesetzt hat. Das Eingeentgfein in ihrem Tal und der mangelnde Kontakt mit der übrigen Welt führt häufig zu Verwandtenehen, und so gibt es in diesen Dörfern oft nur einige, wenige Geschlechtsnamen.

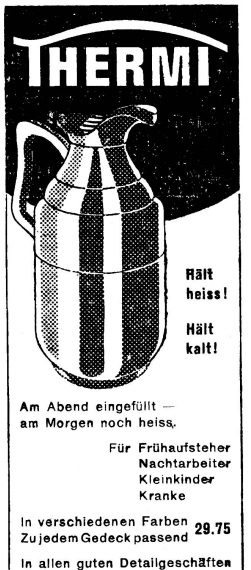
Die Kinder werden frühzeitig zur Mithilfe herangezogen und in einer kinderreichen Familie besorgt dann wohl die Aelteste mit ihren zwölf, dreizehn Jahren die gesamten Haushaltsgeschäfte. Nach der Schule zieht sie mit der Gelte zum Waschbrunnen, um im Sommer und Winter die Windeln, Höschen und Hemdchen der kleineren Geschwister zu säubern. Ein Kochen der Wäsche kennt man im allgemeinen nicht, allenfalls wird sie gerade mit kochendem Wasser überbrüht und dann eben am Brunnen so lange gebürstet und ausgeschwenkt, bis sie sauber ist. Die Tessiner Sonne tut ein übriges, um sie weiß werden zu lassen. Diese flachen, breiten Brunnen haben vielfach ein Dach, so daß sie auch bei Regenwetter benutzt werden können.

„Ja, wo waschen denn die Leute in Zürich ihre Sachen, wenn es da doch keine Waschbrunnen gibt?" fragte eines dieser Kinder einmal meine Tochter. Eine Waschküche mit elektrischer Waschmaschine und Schwinge kennt so ein Kind nicht einmal vom Hörensagen.

Erschwerend für die Haushaltsführung wirkt es sich aus, daß in die Bergdörfer alle Lebensmittel, Hausgeräte usw. im günstigsten Falle eine halbe Stunde weit, bei ungünstigen Verhältnissen jedoch über 2 Stunden weit vom Tale heraufgetragen werden müssen, und auf demselben Wege wird am Abend und am Morgen die überschüssige Milch, soweit sie nicht zu Butter verarbeitet wird, in den hohen kupfernen Gefäßen zu Tal gebracht. In dem Tragkorb, der „gerla" oder auf der Kratze, der „cadula" bringen schon die Vierzehnjährigen ihre 30 Kilo den Berg hinauf; oft sehen sie schmächtig und blaß aus und nicht als ob sie im Sonnenkanton zu Hause wären.

Für die eigentlichen Hausgeschäfte bleibt der Bäuerin nur ein Minimum an Zeit, und da der Komfort beim Wasserhahn in der Küche und beim Holzkochherd aufhört, so ist's oft mühsam zu wirtschaften. Fehlt auch der Kochherd, so werden alle Speisen auf dem offenen Kaminfeuer zubereitet. Die Frau kniet oder sitzt auf einem niedrigen Bänkchen

Pic-Fein Kochfett solls sein!!



Am Abend eingefüllt — am Morgen noch heiss.

Für Frühaufsteher
Nachtarbeiter
Kleinkinder
Kranke

In verschiedenen Farben
Zu jedem Gedeck passend 29.75

In allen guten Detailgeschäften

STANDARDWERKE AG., DIETIKON / ZCH.

Röse lehnt am Nähtisch, müßig den Fingerhut der Mutter auf der Platte tanzen lassend. Marie sieht ihr gespannt zu.

„Ist das eine Art, den Bräutigam zu erwarten?"

Herr Rat meint das ernst und rügend aus seiner hohen Halsbinde heraus, im Hintergrunde des großen Zimmers, zu seiner Frau.

„Bst!" macht Frau Rat. — „Mein Gott, so jung sollte sie nicht sein. So ein armes Ding!"

„I was!" sagt Herr Rat. — „Papperlapapp! Warst du etwa älter?"

Frau Rat lächelt schmerzlich. Alle Papperlapapps ihres Lebens zogen an ihrer Seele vorüber. — Sie lächelt — alle heißen Tränen, alles Sehnen, alles Verstummen hatte sich bei ihr zu einem müden Lächeln herabgemildert, — oder in ein Lächeln zusammengefaßt, — wie man will.

Aber die Künstler

Von Della Zambach

Es wird heute viel zuviel geredet, doziert und gepredigt über die Kunst. Damit lernen sie es nicht — die Jungen, denn Künstler kann man nicht werden, man muß es sein. Natürlich kein vollkommener Künstler, denn lernen müssen sie mehr als alle andern das Handwerksmäßige der Kunst. Aber jene, die es fertig bringen auf gute Ratschläge hin Bilder zu malen oder Gedichte zu schreiben, die werden es nie erjagen. Aufsuchen müßt ihr die wirklichen Künstler unter uns. Meist ist das schwer, denn sie leben sehr bescheiden, oft zurückgezogen und einsam. Nur bei ihnen kann man erfassen, was Künstlerschaft ist.

An meiner Jugend hatte ich das Glück, so einen Künstler kennen zu lernen und bei ihm Malunterricht zu bekommen. Er lebte sehr künstlerisch, aber um nichts auf der Welt würde er seine kostbare Bilder verkauft haben, einige alte Meister, die er aus seiner Jugend besaß. Nach seinem Tode wurden sie von seinen Verwandten verschleudert. Dann kam ich nach München auf die Akademie. Ich hatte wieder Glück und wurde Schülerin eines Großen. Als er eines Tages die Professur erhielt und eine Schülerin wagte es, ihn mit „Professor" anzureden, warf er sie beinahe hinaus: „Ich bin der Daso", sagte er erbost und strich seinen gewaltigen Schnauzbart", der „Professor soll mir nix schade, aber wer bei mir arbeite will, der soll sich net dran erinnern. Unterstehts euch net mich Professor zu schimpfe". So sind sie alle, die wirklich Großen. Sie brauchen keine Titel und keine Anerkennung. Tief in ihrer Brust tragen sie ihr Selbstbewußtsein. Sie wissen auch ohne Anerkennung, wer sie sind und brauchen sie nicht. Aber sie brauchen Geld, um leben zu können. Auch heute besitzen wir große Begabungen auf jedem Gebiet der Kunst, denn unser Volk war immer reich an Talenten und besaß Genies. Man muß sie fördern, die Talente, die Genies finden ihren Weg allein, nur sind sie selten. Und den Jungen müßte man vor allem die Achtung vor der Kunst lehren und sie vertiefen in der heutigen Zeit, wo die rohe Kraft so obenauf ist und überschätzt wird. Der wahre Künstler ist heute tief im Preis gesunken und die Devise „Jugend voran!" sollte nirgends so mit Vorsicht angewendet werden, wie gerade in der Kunst. Da genügt Jugend allein nicht! Jeder Künstler muß sein Gottbegnadettum schwer erkaufen, das fliegt ihm nicht zu und bei den Jungen ist erste Bedingung, daß sie was lernen, Fleiß und wieder Fleiß ist vonnöten. Man bedente nur das Leben unserer großen Künstler, wie schwer und arbeitsam sie sich durchgerungen haben. Man sehe sich nur alle Talmi-Kunst an, jener Herrschaften, die nur mit Bluff und Großsprecherei arbeiteten, die Eintagsfliegen waren und die nicht einmal zeichnen konnten. Echte Kunst wurde oft unterdrückt, von unfähigen Reklamehelden überschrien. Wir haben große Begabungen und müssen sie fördern. Aber doziert nicht über Kunst und laßt die Jungen, die sich der Kunst in die Arme werfen müssen, wild aufwachsen mit ihrem kunstbegeisterten Herzen. Gebt ihnen ein wenig Geld, damit sie sich die Welt anschauen können. Auch sonst ist es nicht schwer, wenn sie zuhause bleiben. Natur ist überall schön und Erleben ist heute so reich wie nie, wenn es auch nicht immer rosig zu nennen ist. Grade aus Schwerem wird Kunst geboren, man muß nur den sittlichen Ernst haben, es zu ertragen. Vor allem aber ist wichtig: Unsere Lehrer müssen erstklassig sein und ihre Schüler müssen wissen, daß sie an diese glauben können. Dann aber, wenn ihr Jungen so einen Meister gefunden habt, werft euch ihm in die Arme und geht mit allem Ernst und Fleiß an die Arbeit. Nichts bringe euch von der Arbeit ab, die Kunst muß immer eure erste und wichtigste Geliebte sein. Euer Meister muß die Erfüllung sein. Künstlerschaft wird teuer erkauft, der Mensch muß reifen und viel erleben, bis er es zur Künstlerschaft bringt, Gottbegnadet sein muß schwer erkauft werden. Aber das, was auch ein großer Meister mitgeben kann, damit ihr den schweren, langen und mühevollen Weg machen könnt, das ist das Kostbarste, was ein Volk besitzt. Ein Künstler wird nicht alt, er ist jung mit den Jüngsten. Er ist stark und seine schöpferische Seele ist unsterblich. Wir müssen sie fördern, die Alten wie die Jungen und wenn es heute ein Volk noch so schwer hat, seine Künstler muß es hoch halten und ihnen unter allen Bedingungen den Weg frei machen in jene Höhen, wo nur sie zu leben berufen sind. Das Volk, das keine Kunst und keine Künstler besitzt, wird nie stark und groß sein können, denn die Kunst ist der wertvollste Besitz eines Volkes.

Redet und doziert nicht viel über Kunst und laßt die Jungen ihren Weg allein suchen. Ihren Meister werden sie finden, wenn sie es ernst meinen mit der Kunst und ihr treu bleiben, wenn sie heut auch vielleicht um das tägliche Brot schwer und in unwürdigen Stellungen arbeiten müssen. Wenn sie das Bewußtsein in sich tragen zu etwas Großem geboren zu sein, dann werden sie es erreichen, wenn auch nicht sogleich und heute ist es sicher schwer für viele von ihnen. Aber laßt es euch nicht verdrießen. Trotz allem schält sich das Können schon aus der Schale und der Krieg und die schweren Jahre nachher haben es euch gelehrt, was ihr in stiller beschaulicher Ruhe und hinter dem warmen Ofen vielleicht nie erjagen könnt. Schon tauchen besonders starke Begabungen als Dichter auf, schon sieht man da und dort Maler von starker Eigenart und Musiker, die ihre eigene Melodie besitzen. Vor allem aber, ihr Jungen glaubt nicht, daß die Kunst eine billige Geliebte ist, die man leichtfertig nimmt und wegwirft, wenn man sie nicht braucht, wisset und erfühlt es in eurer Brust, daß sie das Wertvollste ist, was ein Mensch besitzen kann.

vor dem Kamin und immer wieder gibt sie dem Feuer mit dem Blasebalg neuen Auftrieb; manchmal raucht noch der Kamin, so daß sie selbst im Winter die Tür aufreißen muß. Polenta und Minestra, das sind die Hauptgerichte. Die Polenta wird in Salzwasser gekocht, und sie ist dann richtig gar, wenn am Boden und am Rande des Topfes sich eine Kruste bildet. Nachher wird sie auf einen Holzteller gestürzt und in Milch gegessen. Sie muß fest sein wie ein Kuchen und wird mit einem Messer oder noch sachgemäßer mit einem starken Faden zerteilt. Zur Abwechslung gibt es Spaghetti und am Sonntag ein Stück Fleisch. Eine Spezialität, die auch von den Restaurants schon am Sonntag zubereitet wird, ist die „trippa", eine Art Minestra mit Kutteln, ein billiges und sehr nahrhaftes Essen, das von den Männern schon vielfach am Sonntag nach dem Kirchgang, also am Morgen, in der „osteria" verzehrt wird.

Im Winter holt die Frau die alte kleine Handnähmaschine hervor und nimmt sich der Näh- und Flickarbeit an, die so lange liegen geblieben ist, aber da sie nur zwei oder bei ausnahmsweise ungünstiger Witterung drei Wintermonate vorwiegend im Hause verbringt, so fehlt ihr auch jetzt die Muße für eine Handarbeit oder ein Buch. Die Zeitung kommt in jedes Haus, aber oft wird sie nur vom Manne gelesen.

Am Sonntag ruht jede Arbeit, da geht die Frau in die Messe oder zum späteren Gottesdienst, die Tracht mit den langen, weiten schwarzen Röcken und dem schwarzen Schleier oder Kopftuch, das oft wie ein Mützchen aufgesetzt wird, hat sich auf dem Lande noch nicht verdrängen lassen und wird nur von den jungen Mädchen abgelehnt, deren farbige Jacken und Pullover an den langen Winterabenden oder auf der Bahnfahrt zur Arbeitsstätte und zwar auf italienische Art gestrickt wurden.

Abgesehen vom Kirchgang, nach dem die Bäuerin gleich die Einkäufe für den Haushalt erledigt, bietet ihr auch der Sonntag, den sie zumeist im Hause oder mit Besuchen bei der Verwandtschaft zubringt, keine große Abwechslung. Das Wirtshaus betritt nur der Mann.

Ihrer Genügsamkeit und ihrer Arbeitsfreudigkeit hat sie es zu verdanken, daß sie in diesen wenigen stillen Stunden die Kraft findet, die Pflichten ihres langen Werktages immer von neuen auf sich zu nehmen.

-ari-

Von einer Generalversammlung

Die „Genossenschaft Schweizer. Frauenblatt" hat am 3. März in Basel ihre diesjährige Generalversammlung abgehalten —, „gefeiert", ist die Berichterstatterin beinahe versucht, zu sagen. Aber das klänge zu unsachlich, zu ungeschäftlich, und so sei mit dem Wort gefeiert nur angedeutet, welch herzlichen Empfang die Baslerinnen, vorab der dortige Frauenstimmrechtsverein dem Vorstand seines deutschsprachigen Informations- und Kampforgans gemacht hat. Dieser, vollzählig erschienen, denn gerade die vor-mubalische Atmosphäre und das schöne Frühlingswetter der Rheinstadt lockte, und ließ die, jahraus und -ein stets für das Blatt getragenen Sorgen und Verantwortungen in einem freundlicheren Licht erscheinen.

Die Traktandenliste wickelte sich rasch, und über viele Punkte den zahlreichen anwesenden Genossenschafterinnen und treuen Abonnentinnen Auskunft gebend, ab. Ein warmes Wort des Gedenkens und des Dankes, der die Versammlung leitenden Vizepräsidentin, Fräulein Dr. E. Nägeli, galt unserer im Berichtsjahr verstorbenen und unvergeßlichen Präsidentin, Frau Dr. Züblin-Spiller, zu deren ehrendem Andenken die Genossenschaft mit Hilfe vieler Freunde den in unserem Blatt schon oft erwähnten „Else Zübin-Spiller-Fonds angelegt hat, welcher im Dienste des weiblichen Journalismus eine, wenn auch noch bescheidene, so doch segensreiche Wirkung auszuüben bestimmt ist.

Jahresbericht und Jahresrechnung ließen die Anwesenden einen Blick tun in die großen Sorgen, welche der Vorstand seit Uebernahme des Blattes hat, um der Frauenbewegung ein eigenes und unabhängiges Blatt zu sichern. Und der Appell an die Verbände, die Vereine, die einzelnen „frauenbewegten" Frauen, um mehr und regelmäßigere Unterstützung, sei es durch Beiträge oder vermehrte Abonnements (was ja das Erfreulichste wäre) konnte natürlich auch dieses Jahr nicht unterdrückt werden. Da über dem Frauenblatt aber irgendwie doch ein besonderer Segen und eine gütige Schutzgöttin zu walten scheint, da es, wie Fräulein Martin, unsere Kassierin launisch sagte, trotz eines jährlichen Defizits immer noch lebt, sogar sehr lebt, wurden Jahresbericht und Rechnung gutgeheißen.

Die Wahlen ergaben als Präsidentin Fräulein Dr. Elisabeth Nägeli, die das Amt aber ausdrücklich ad interim übernimmt, wegen anderer großer Belastung, bis ein neues Mitglied des Vorstandes sich dafür genügend eingelebt haben wird. Als Ersatzwahl kam Frau Suzanne Oswald, eine bekannte Journalistin in Zürich neu in den Vorstand, welchem die Kompetenz gegeben wurde, im Laufe des Jahres sich durch ein bis zwei weitere Mitglieder zu ergänzen, und sie der nächsten Generalversammlung zur Wahl vorzustellen.

Nach einer sich bei einem gastlichen Tee gemütlich fortsetzenden Diskussion versuchte die Berichterstatterin in gedrängter Form die Notwendigkeit einer eigenen, unabhängigen Frauenpresse aufzuzeigen, eine Notwendigkeit, die trotz des seit der Gründung unserer eigenen Frauenpresse außerordentlich vermehrten Verständnisses der Tagespresse für Frauenfragen und Frauenartikel, auch heute noch besteht, um den Frauen eine unabhängige, neutrale Plattform für die freie Diskussion zu sichern.

Als die Abendzüge den Vorstand nach noch länger dauernden anregenden Gesprächen wieder seinen Penaten zuführten, fühlte sich jedes einzelne Mitglied bereichert und angeregt, dankbar für den herzlichen Empfang, die Kassierin beglückt durch fünf neue Genossenschafterinnen, und die Administration durch verschiedene neue Abonnenten, so daß über dieser Generalversammlung wirklich etwas wie eine festliche, gebefreudige Atmosphäre waltete, an welcher wir —, den Baslerinnen zu herzlichem Dank — gerne unsere Leierinnen teil haben lassen wollten durch diesen Bericht.

El. St.

Einladung zur Rigiblicktagung

Sonntag, den 22. Mai von 10 Uhr an werden im Rigiblick, Zürich wichtige Probleme der Alkoholgesetzgebung und der Früchteverwertung behandelt. Herr Dr. W. Kühne, Vizedirektor der Alkoholverwaltung, wird über die Revision des Alkoholgesetzes vortragen. Das Gesetz von 1932 genügt in verschiedener Hinsicht nicht mehr, besonders auf dem Gebiete der Kartoffel- und Obstverwertung. Während des Krieges bot die richtige Verwertung keine Sorgen und seither konnten wichtige Maßnahmen durch das Fiskalnotrecht und die Vollmachten des Bundesrates getroffen werden. Beide sind aber bald durch die ordentliche Gesetzgebung abzulösen.

Den 2. Vortrag hält Herr Nationalrat Otto Heß, aus dem Thurgau, ein führender Mann auf dem Gebiete der Obstverwertung. Es braucht große Anstrengungen, damit zukünftig all unser Obst zum Wohl des Volkes verwertet werden kann und möglichst wenig gebrannt werden muß.

Nach dem Mittagessen wird ein neuer, prächtiger Propagandafilm vorgeführt, und dann folgen Kurzreferate von Vertretern verschiedener Landesgegenden, um die bäuerliche oder häusliche Obstverwertung zu fördern. Es ist von besonderer Bedeutung, daß Süßmost in vielen Familien hergestellt und gelagert wird. Auf diese Weise wurden in den letzten Jahren 15 bis 17 Millionen Liter Süßmost hergestellt, in einzelnen Dörfern 50—60 Liter je Kopf der Gesamtbevölkerung, in fortschrittlichen Bauernfamilien bis 150 Liter je Person und Jahr.

Eine Steigerung der Herstellung und besonders des Konsums von Traubensaft ist der wirksamste und vornehmste Weg, um die jetzige schwere Krise in der Weinwirtschaft zu beheben.

Wir müssen uns bewußt sein, daß in unserem Lande noch 29 000 Brennhäfen, 3000 gewerbliche Brennereien und 150 000 brennnberechtigte Produzenten vorhanden sind, die in Wirksamkeit treten, wenn es uns nicht gelingt, unsere Aepfel, Birnen Kirschen und Trauben der menschlichen Ernährung zuzuführen.

Die Rigiblicktagung soll ein Auftakt sein, um eine würdige Verwertung unseres Früchtesegens in die Wege zu leiten.

Wir laden alle Interessenten zur Tagung ein.

A. H.

Wochenendkurs im Herzberg

(Eingef.) Der Schweizer Verband für Frauenstimmrecht hat es sich zum Ziel gesetzt, die staatsbürgerliche Schulung und Vorbereitung der Schweizerfrauen für gegenwärtige und kommende Aufgaben durch Tagungen und Kurse nach Möglichkeit zu fördern. Zu diesem Zwecke soll auch dieses Jahr am 28./29. Mai im Volksbildungsheim Herzberg ein Wochenendkurs durchgeführt werden über das Thema: Wir arbeiten für die soziale Verständigung. Die Teilnehmerinnen werden durch berufene Referentinnen in die soziale und wirtschaftliche Problematik unserer Zeit eingeführt und haben zudem Gelegenheit, in der Diskussion ihren eigenen Gedanken über diese Probleme Ausdruck zu geben. Durch solche Aufklärungsarbeit über aktuelle und wichtige politische Fragen leistet der Schweizerische Frauenstimmrechtsverband nicht nur einen wertvollen Beitrag an die politische Schulung der Schweizerfrauen, sondern er fördert auch die Volksbildung im besten Sinne und hilft mit, den demokratischen Gedanken zu vertiefen. Die jährlich steigende Zahl der Teilnehmerinnen beweist aber auch, daß die mangelnde Stimmberechtigung der Schweizerfrau nicht im Mangel an politischem der Schweizerinnen zu suchen ist.

H. Th.-A.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub Rämistraße 26. Montag, 16. Mai, 17 Uhr. «Bellezza e varietà della terra ticinese» Conferenza del professore Giuseppe Zoppi, del Politecnico federale, von proiezioni a colori dell'arch. E. Yung (Ginevra). Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Schweizer. Lyceumclub, Gruppe Bern, Amtshaus 5. Bern. Freitag, 20. Mai, 20.15 Uhr: Goethe Gedenkfeier. Vortrag von Frl. Dr. Ida Somazzi: „Goethe und unsere Zeit". Als Einrahmung des Vortrages spielen Frau Marguerite von Siebenthal (Violine) und Frau Gabrielle Hauswirth (Klavier) Sätze von J. S. Bach und Ludwig van Beethoven. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Frauenstimmrechtsverein Bern. Frl. Dr. Ida Somazzi spricht über: Eindrücke von einem Besuch in New York und aus der Werkstatt der UNO. Montag, den 16. Mai 1949, 20.15 Uhr „Zur Münz" (Hotel Bellevue). Ausstellung von Bildern aus Amerika von Margrit Frey-Surbek und Victor Surbek im Kunstmuseum. — Week-end suffragiste in Chexbres, Hotel Viktoria, 22./22. Mai 1949, durchgeführt vom Schweizerischen Aktionskomitee für Frauenstimmrecht in französischer Sprache. Kosten inkl. Unterkunft und 3 Mahlzeiten 13 Franken. Programme und Auskunft bei A. Gonzenbach, Falkenhöheweg 19, Bern.

Besinnungsstunde zum „Tag des guten Willens"

(Gedenkstunde an die 1. Friedenskonferenz im Haag Mai 1899)

Mittwoch, den 18. Mai 1949, 20.15 Uhr
in der **Peterskirche**

Ansprache von Bertha Hohermuth, Leiterin der Abteilung für Einzelauswanderung bei der IRO (Internationale Flüchtlings-Organisation) in Frankfurt a. Main. — Wir möchten Frauen und Männer wiederum herzlich zu dieser Feierstunde einladen. Die Referentin, eine Schweizerin und frühere Jugendfürsorgerin in Zürich, arbeitet mitten im Strom europäischen Flüchtlingselends und ist wohl berufen, uns an den Sinn unseres „Tags des guten Willens" zu erinnern.

Zürcher Frauenzentrale.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstraße 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

Schweiz. Bund abstinenter Frauen

Programm
der Jahresversammlung 1949 in Schaffhausen.

Samstag, 28. Mai:
ca. 15.00: Ankunft der Züge (Gelegenheit zu einer kleinen Erfrischung in der „Randenburg" oder in einem andern alkoholfreien Restaurant).
15.30: Delegiertenversammlung im Großratssaal.
19.00: Nachtessen in der „Randenburg".
20.00: im Casino: Vortrag von Herrn G. Keller, Reallehrer, über „Mathias Claudius".
21.30: anschließend im Casino Tee und Gebäck, offeriert von der Ortsgruppe Schaffhausen.

Sonntag, 29. Mai:
8.00: Führung durch die Stadt oder Besichtigung der Rembrandt-Ausstellung im Museum zu Allerheiligen. Eintritt Fr. 2.50. Anmeldung für den Besuch der Ausstellung auf dem Anmeldebogen unbedingt erforderlich!
10.30: Im Singsaal des Gelbhausgarten-Schulhauses: Oeffentlicher Vortrag von Herrn Deutsch, Zürich.
12.00: Mittagessen in der „Randenburg", II. Stock.
Nachmittags: Thee im Schloß Laufen.

*

Das Gepäck kann bei der Ankunft bis am Abend in der Nähe des Bahnhofes eingestellt werden, da kaum Gelegenheit sein wird, die Quartiere vor dem Abendvortrag aufzusuchen.

Preise: Mittagessen Fr. 4.—, Abendessen Fr. 3.50 Trinkgeld inbegriffen.

Anmeldungen nimmt bis zum 16. Mai 1949 Frau Keller-Kleiner, Mattenweg 8, Schaffhausen (angeben ob Hotel oder privates Freiquartier gewünscht wird) entgegen.

Radiosendungen für die Frauen

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Wir und die andern": in diesem Zeitspiegel aus dem In- und Ausland ist Montag, den 16. Mai um 14.00 Uhr wiederum allerlei Interessantes zu vernehmen. Läßt man sich kleine Ratschläge über „Blueme im Garte und Huus", Mittwoch, den 18. Mai um 14.00 Uhr, verschönt durch beschwingte Klänge, nicht gerne gefallen? Eine gute Vorspeise ist immer geschätzt und ein neues Rezept dürfte anspornend sein, darum: „Notiers und probiers", Donnerstag, den 19. Mai um 14.00 Uhr. „Alltägliche Beziehungen zwischen Menschen" von W. Maria Bührig Selma Gasser sind die beiden Beiträge zur Sendung „Nüt schlächts ghöre, gseh läge!" von Selma Gasser sind die beiden Beiträge zur Sendung „Die halbe Stunde der Frau", Freitag, den 20. Mai um 14.00 Uhr.

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Die Nachfolgerin des Ohä
Linda MAXIMAL
Paket 530 g 1.– ½ kg -.94³
Die Spitzenqualität selbsttätiger Waschmittel. In der neuen, standfesten „Waschküchen-Packung".
MIGROS
Genossenschaft

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Schweiz. Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege
empfiehlt seine angeschlossenen Schulen zur beruf. Ausbildung in Wochen-, Säuglings- u. Kinderpflege.
Aarau: Kinderspital mit Kinderpflegerinnenschule
Basel: Frauenspital mit Kinderspital u. Säuglingsheim
Bern: Kant. Bernisches Säuglings- und Mütterheim
Chur: Frauenspital Fontana
Lausanne: Pouponnière Abri
Neuchâtel: l'Ecole neuchâteloise d'infirmières d'hygiène infantile et maternelle.
St. Gallen: Ostschweiz. Säuglingsspital, Volksbadstraße
Kinderpflegerinnenschule der Hülfsgesellschaft Tempelacker
Pflegerinnenschule zu Birnbäumen
Zürich: Schweiz. Pflegerinnenschule mit Krankenhaus
Mütter- und Säuglingsheim Inselhof
Säuglingsheim Pilgerbrunnen
Kinderspital Zürich
Aufnahmebedingungen: Gute Allgemeinbildung mit beruflicher Eignung, zurückgelegtes 20. Altersjahr.

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

Detektiv Lier
Streng diskret - Erstes Spezialbüro löstet alle Geheimnisse
Tel. 23 29 18
Löwenstr. 56 1/Bahnhof
ZÜRICH 1
a. Detektiv d. Stadt Zürich u. Fremdenpolizei
38 Jahre Praxis

Maruba Schaumbäder
Ein Jungbrunnen der Schönheit! Mit seinen feinsten ätherischen Oelen belebt und kräftigt das Maruba-Schaumbad den ganzen Organismus. Vor allem löst es den sich täglich neu bildenden Körper-Talg, ein gefährlicher Feind Ihrer Schönheit, der die Haut grau, welk und fahlig erscheinen lässt.
Flaschen zu Fr. -.65, 3.15, 5.85 13.20 und 22.65 in Apotheken, Drogerien und bei Coiffeurs
Irgend ein Schaumbad ist noch lange kein MARUBA-Schaumbad

Fenner
Rathausbrücke, Zürich
Tel. 23 67 20
WOLL- UND SEIDENSTOFFE
Spitzen, Garnituren, Mercerie

Feine Damenwäsche
Für Tag und Nacht
Pfister Wirz
RENNWEG ZÜRICH

Frische Eier
Land- und Importeier, Gefriereier, Vollei pulver, Eiweiss, kristallisiert, pulv. oder gefroren, freibleibend zu günstigen Tagespreisen
EIER & EIPRODUKTE
Lüchinger & Co. A.G.
BASEL, ZÜRICH, BERN, BUCHS
LUZERN, ST. GALLEN